

LITERATUR-RUNDSCHAU

Bruce L. Cook: Understanding pictures in Papua New Guinea. Elgin, Illinois, 1981 (David C. Cook Foundation). 113 Seiten.

Dies ist das erste Buch einer neuen Serie von Monographien für „christliche Kommunikatoren weltweit“. Tatsächlich aber geht das Buch weit über den christlichen Bereich hinaus: aus einer umfangreicheren Dissertation an der Temple-Universität hat der Verfasser hier eine Art Kurzfassung geliefert, die vor allem für den Praktiker gedacht ist. Der Dissertation liegen 423 Interviews zugrunde, die während eines fünfmonatigen Forschungsaufenthaltes in verschiedenen Teilen von Papua-Neuguinea durchgeführt wurden. Dabei spannt sich der Fragebogen der Interviews von der Farbpräferenz über Bildinhalt und Bildverständnis zu Bildstil und Bildfolge in fünf Bildgeschichten. Zu den Ergebnissen gehören dann etwa die Feststellung, daß bei dem zunehmenden Umgang mit Bildern auch die Fähigkeit zum „Lesen“ dieser Bilder wächst, (z. B. S. 57, 60). Auch die Erinnerung an früher gesehene Bilder scheint sehr stark zu sein (S. 63). Wichtig ist dann aber vor allem wohl die Feststellung, daß gesellschaftliche Faktoren wie Sprachgebiet, Lescausbildung und Beruf mehr Bedeutung für das Verstehen von Bildern haben als deren Darstellungsweise und Stil. Gerade wegen dieser Feststellung aber muß man fragen, ob etwa ein Aufenthalt von nur fünf Monaten für eine ernste Forschung gerade in Papua-Neuguinea genügt, die sich dann auch noch fast ausschließlich auf eine relativ kleine Anzahl von Interviews in relativ vielen (elf!) verschiedenen Orten stützt. Gerade für Papua-Neuguinea gibt es eine Fülle von ethnologisch-anthropologischer Literatur, die für die Perception von Bildern hätte Hintergrund und Hinweis geben können. Auch sollte bei solchen Darstellungen der Bildwert der betreffenden Kulturen — und die sind in verschiedenen Gebieten Papua-Neuguineas reichlich verschieden — berücksichtigt werden. Spielen etwa die Geisterhausmalereien im Maprik-Gebiet keine Rolle für die Bild-Er-

fassung des dortigen einheimischen Menschen, etwa im Gegensatz zu den Hochlandbewohnern, deren Kultur wesentlich weniger bildliche Elemente enthält?

Im Anhang des Buches findet sich eine Übersicht über „Picture Communications Studies in Papua New Guinea 1898—1975“. Leider sind in dieser Übersicht nur englische Forschungen berücksichtigt, was gerade bei der Kolonialgeschichte von Neuguinea und den relativ vielen deutschsprachigen Forschungen und Studien als Mangel angesehen werden muß, zumal neun der vom Verfasser für Interviews besuchten Gebiete im ehemaligen Deutsch-Neuguinea liegen. Ähnliche Mängel zeigt die ausgewählte Bibliographie. Bei den wenigen vorhandenen Studien zur Bildkommunikation in schriftlosen Kulturen ist man allerdings froh über jeden Versuch, auch wenn er nur ein kleines Stück weiterführt.

F.-J. E.

Christian Doelker: „Wirklichkeit“ in den Medien, Zürcher Beiträge zur Medienpädagogik. Hrsg. von der Audiovisuellen Zentralstelle am Pestalozzianum Zürich, Zug 1979 (Klett & Balmer Verlag). 191 Seiten.

Wenn alle Menschen statt der Augen grüne Gläser hätten, müßten sie dann nicht urteilen, die Gegenstände, die sie dadurch erblickten, seien grün? Heinrich von Kleist ist dieser Gedankenspekulation in einem Brief an Wilhelmine von Zente vom 22. März 1801 nachgegangen. Kleist gelangt zu der Schlußfolgerung, die Menschen würden dann nie entscheiden können, „ob ihr Auge ihnen die Dinge zeigt, wie sie sind, oder ob es nicht etwas zu ihnen hinzutut, was nicht ihnen, sondern dem Auge gehört“.

Wie ist das mit der Wahrnehmung der Wirklichkeit, wenn wir vor dem Fernsehapparat sitzen und die Welt mit dem Auge der Kamera „sehen“? In Platons berühmtem Höhlengleichnis hielten die Menschen die Schatten der Vorübergehenden für die wirklichen Menschen. Wären dann die Abbilder von

Personen und Dingen auf dem Bildschirm nur die Schatten der Schatten?

Mit solchen Fragen hat sich der Medienpädagoge Christian Doelker auseinandergesetzt. Er leitet die audio-visuelle Zentralstelle am Pestalozzianum in Zürich. In seinem Buch „Wirklichkeit in den Medien“ hat Doelker das Thema „Wirklichkeit“ für die Massenkommunikation von den verschiedensten Seiten durchdekliniert. Die Anbindung an die Praxis wirkt sich wohltuend aus. Mit Heinrich von Kleist und mit Platons Höhlengleichnis sucht Doelker nach einem Zugang für die Erkenntnis, daß Wirklichkeit stets die wahrgenommene Wirklichkeit sei. Wir sehen die Dinge so, wie sie unserem Auge erscheinen. „Wahr ist zunächst, was wir wahrnehmen“, resümiert Doelker die Frage, ob nicht alles, was über Medien vermittelt, ob also nicht jede mediale Wirklichkeit eine Fiktion sei, Manipulation von Wirklichkeit, Er-Zeugnis und nicht Zeugnis von Wirklichkeit. Doelker stellt damit eine zentrale Frage, wie wir nämlich der „Wirklichkeit“ in den Medien begegnen und wie wir sie sinnvoll und sinngebend in die eigene Lebenswirklichkeit einbeziehen können.

Entfremdet der gesteigerte Medienkonsum die Menschen von der Wirklichkeit? Werden sie von Primärerfahrungen abgeschnitten, und müssen sie sich mit einer Weltenkenntnis „aus zweiter Hand“ begnügen? Doelker ist nicht der Ansicht, nach der in allen Fällen die Primärerfahrung wertvoller wäre als eine mediale Erfahrung; ihm geht es als Medienpädagogen darum, die persönliche Nutzungskompetenz durch eine verbesserte Einsicht in die unterschiedlichen Formen der Wirklichkeitserfassung herzustellen, und das ist ein löbliches und notwendiges Unterfangen. Als Kern einer Medienpädagogik stellt sich die Erziehung zur Realitätsbeobachtung heraus, die Medienrealität von der Wirklichkeit zu unterscheiden, ohne sie gegeneinander auszuspielen. Das auf eine Fernsehsendung folgende Gespräch kann in hochgradiger Weise eine persönliche Kommunikation und „Primärerfahrung“ bewirken; es kommt, wie gesagt, auf die Nutzung des Mediums an.

Der Autor wählt ein interdisziplinäres Vorgehen für seine Studie. Philosophie, Literatur, Kunst, aber auch die Wahrnehmungspsychologie oder Erfahrungen aus der Filmbranche werden neben der Publizistikwissenschaft und der Medienpädagogik mit ihren Fragestellun-

gen und Ergebnissen herangezogen. Ein solches Unterfangen, meint Doelker, müsse von vorneherein auf den Anspruch von Wissenschaftlichkeit verzichten. Das gilt gewiß, wenn ausschließlich die empirische Kommunikationswissenschaft das Sagen haben soll. Bekäme sie ihren Gegenstand „Wirklichkeit“ überhaupt zu fassen? Ist er ihr nicht vorgegeben? Doelker geht ganz unbeschwert von wissenschaftstheoretischen Selbstzweifeln an seinen Stoff heran; mit zahlreichen Abbildungen veranschaulicht er das Gesagte und bringt es in einer Sprache vor, die für jeden intelligenten Rezipienten verständlich ist. Die empirischen Kommunikationstheoretiker haben das Wirklichkeitsverständnis, das sie zugrundelegen, bisher zu wenig reflektiert. Deshalb wirkt ihre Wissenschaft oft auch wie abgeschnitten vom tatsächlichen Leben der Menschen und von der Praxis des Journalismus.

Als die Fotografie erfunden wurde, da glaubte man den Traum von der perfekten Wiedergabe der Wirklichkeit erfüllt zu sehen. „Ich bin kein Reporter. Ich bin die Wirklichkeit“, so ließ man die Fotografie damals enthusiastisch von sich selbst sagen. Mit ähnlicher Euphorie ist einmal das Fernsehen begrüßt worden. Das Fernsehen bringt die Welt ins Wohnzimmer — tatsächlich? Die Menschheit hat in ihrer Geschichte auch längst vor Fernsehen, Film und Massenmedien versucht, die Wirklichkeit einzufangen, sie zu domestizieren, Komplexität zu reduzieren, Wirklichkeit über eine visuelle Abbildung zu bewältigen und zu „besitzen“, sie sogar so getreu nachzubilden, daß sie der realen Welt zum Verwechseln ähnlich sieht. Die Kunst, insbesondere die Malerei, wurde bereits in der Antike und dann später vor allem in der Renaissance als „Mimesis“, als Nachahmung der Natur, aufgefaßt und rührt an magische Tiefenschichten im Menschen. Abbildung und Kommentierung von Wirklichkeit sind nicht erst mit den neuen technischen Medien zum Problem geworden, wie es manchmal den Anschein hat. Die Welt zu erklären, indem wir sie be-welt-igen, abbilden und kommentieren, rückt nicht das Nachbilden der Wirklichkeit, sondern das Nachdenken über die Wirklichkeit ins Zentrum, wie es ein Filmemacher ausdrückt: „Ein Dokumentarfilm hat die Funktion, Wirklichkeit sichtbar und begreifbar zu machen, indem er sie so zeigt, wie sie ist, wie man sie aber nicht sieht, nicht sehen will, nicht sehen soll —

ohne den Film nicht sehen kann.“ Doch wie steht es um die Objektivität und Wahrhaftigkeit der Wiedergabe? Doelker schreibt dazu: „Die Bemühung um eine angemessene Darstellung eines Gegenstandes oder Ereignisses (aus dem Bewußtsein der genannten inhärenten Unzulänglichkeiten heraus) bei gleichzeitiger Deklaration der Mittel (soweit für eine Beurteilung der Aussage notwendig) kann durchaus im kurrenten Sprachgebrauch ‚Objektivität‘ genannt werden.“

Der kommunikationswissenschaftliche Wirkungsbegriff muß sich Rechenschaft über sein Wirklichkeitsverständnis geben, sonst zielt er ins Leere. Zur vorgefundenen Wirklichkeit kommt eine erfundene hinzu. „Wirklichkeit“ und Wirklichkeit verschränken sich in den Massenmedien auf höchst komplexe Weise zu „Strategien der Wirklichkeitsbewältigung“, wie Doelker sie verstanden wissen möchte. „Nicht das Auge sieht, der Mensch sieht, und nicht das Ohr hört, sondern der Mensch hört“, wird Hugo Kükelhaus in dem rezensierten Buch zur Medienpädagogik zitiert. Die „Wirklichkeit“ des Medienteilnehmers ist für Doelker letztes Endes die entscheidende; er hat Fragen aufgeworfen, an denen — auch und vor allem in der Disziplin der Kommunikationswissenschaft selbst — weitergearbeitet werden sollte.

H. Boverter

Jerry Mander: Four Arguments for the Elimination of Television, Brighton 1980 (The Harvester Press). 371 Seiten.

Ideas and movements have to have the proper climate and historical moment for acceptance. That is the answer to Jerry Mander's final question: "What makes this such a difficult idea?" He was asking why it is so hard for us to even contemplate the notion of ridding ourselves of television. He was surprised to learn from librarians that of approximately six thousand books written about television only a small novel, *The Day Television Died*, by Don McGuire, suggested the idea.

But there have been many books less radical in their import that have suggested better directions for television, pointed out some of its weaknesses, measured viewers' reactions, and, in general, taken a more insightful approach to what some call "the television environment". This environment is without doubt all-pervasive and influencing our

cultures, our behavior, and our thinking and values. And while many of us understand and possibly even sympathize with Mander's view, we are realistic enough to know that television won't be wished away. Following the path the USA cut out for television, most countries use it as an entertainment medium. Who in the world doesn't want to be entertained at least sometimes? Add to that question the fact that it is convenient entertainment in that we can have it right in our homes at any time we choose to turn on the switch, we will end up with positive motivational forces that will keep television from being eliminated.

Mander's four arguments for the elimination of television are: 1. it mediates experience; 2. it colonizes experience; 3. it has negative effects on the human being; and 4. it has inherent biases. Mander is no "babe in the woods" when it comes to being a television critic. For 15 years he worked as a public relations and advertising executive in New York City, the mecca of television with the USA's three major television networks headquartered there. Jeremy Tunstall argued forcefully in *The Media are American* that the popular press, feature films, hit parades, and commercial television were all invented in the USA, then imported, and copied by all other nations. New York City has been, and still is, the power base for these media, where the "media barons", as one author labeled them, make economic and programming decisions for the USA and the international world.

Mander's first argument, an epistemological and metaphysical one, describes the change of modern human beings from an environment where they were commonly in touch with nature and natural surroundings to the television one, which Mander claims to be totally artificial. He prefers the ancient Greek philosophers' direct method of observation to that of the mediated one of television. His thesis is generally true, as Marie Winn demonstrated in *The Plug — in Drug*, but his conclusions would not be agreed upon by other analysts and critics. Winn wrote that it was a logical proposition that a child who has watched television for a quarter — or much more — of a day's waking hours during the critical years between two and six will be different, in important and discernible ways, from a child who has not watched

television. An American television-watching child will have spent a total of at least 5.000 hours — and in many cases double that much — watching images on a screen by the time the child enters the first grade. Writes Mander: "Disconnected, like astronauts floating in space, we cannot know up from down or truth from fiction." Opposing this conclusion, Dr. Paul Hirsch, a University of Chicago sociologist, says his studies indicate not a whit of difference between the attitudes of tube mainliners towards the "real" world and the attitudes of abstainers, and he blames faulty research techniques for long-standing convictions to the contrary.

By the colonization of experience, Mander means that television, and its close relative, advertising, dominates virtually all of life and even our political and social systems. The television environment has a climate that consumerism and commercialism grow well in. It is a difficult thesis to prove to begin with, and secondly Mander does not support it with convincing evidence. This section and the next one on the neurophysiological effects of television on the human being, which is a longer and more provocative section, make exciting speculative points. However, even Mander admits that research into these neuro-physiological effects was quite sparse. "It is clear that the neuro-physiological effects of television is no hot subject for scientific research."

The inherent biases of television are gross, simplified linear messages and programs that hold enough interest, so that advertising and commercials can be periodically inserted and not be overshadowed by the programs' contents. Otherwise the commercials would not stand out and hold interest. Television has a bias towards advertising and selling consumer goods. Earlier I wrote that television has a bias towards entertainment. "The overriding bias of television, then," writes Mander, "the bias which contains all the other biases, is that it offers preselected material, which excludes whatever is not selected." All human perception is selective and to single out television in this way with a negative connotation is itself a bias on the part of Mander. Over a period of time our intelligence pieces together our experiences into a mosaic of reality that is universally agreed upon by human beings and that is the foundation for all human communication. Mander concludes

this section with the listing of 33 miscellaneous inherent biases. Even Mander cannot get away from some selectivity. He allows himself the right of selectivity, but criticizes television for it. Most of this list is overly general like "superficiality is easier than depth".

The interest in, and the rapid expansion of, cable television confirm what we all know to be the fact, namely, that few heeded Mander's warnings and accepted his arguments. Neither the time nor the climate are right. However negative some may feel towards television — and there are good reasons to feel so — little is served by partisan use of knowledge. A social science book like *Television and Human Behavior*, while certainly not the last word on television, tells us much about the role of television in society, thereby helping us to make the most of this compelling medium. Such scientific research often cannot give an unequivocal answer. It cannot answer questions where values are decisive. What this research can do is test our best judgment against the sole corrective to impassioned opinion — evidence that could falsify that judgment.

J. L. Mitchell

A. van der Meiden: Alleen van horen zeggen ... bouwstenen voor een communicatieve theologie. Baarn 1980 (Uitgeverij Ten Have, Reihe: „Oekumene“). 127 Seiten.

Eine „Theologie der Kommunikation“ wurde schon öfter gefordert, aber wichtiger als sie ist eine „kommunikative Theologie“, zu der van der Meiden nach dem Untertitel seines Büchleins Bausteine liefern möchte. Der Professor für Kommunikation an der Reichsuniversität Utrecht ist selbst Prediger und deswegen auch erfahren und betroffen von der Notwendigkeit einer solchen kommunikativen Theologie.

Verschiedene wichtige Elemente der Kommunikationswissenschaft werden hier dargestellt und auf ihre Bedeutung für die christliche Verkündigung befragt. Dabei geht es etwa um den Kommunikationsprozeß, um den Kommunikator und den Rezipienten, um die Rolle der Sprache, um die „Gatekeeper“ und die Medien als „Agenda-Setzer“, um Bewußtseinsindustrie und Christentum, den Menschen und die Medien, sowie um die Kommunikation des Predigers. Das Büchlein schließt mit 13 Bereichen, die nach Meinung

des Verfassers als Teile einer kommunikativen Theologie betrachtet und weiterentwickelt werden müssen.

Immer wieder geht van der Meiden in seinen Überlegungen von der Rolle des Empfängers aus. Die Rolle des Hörers ist in der Kirche nach seiner Meinung nie ernst genommen worden. Tatsächlich empfängt dieser Hörer aber in der Verkündigung nicht die Botschaft an sich, sondern erfährt sie nach seinen eigenen Erwartungen und Bedürfnissen (S. 29 ff.). Dies muß in der Formulierung der Botschaft ebenso wie bei ihrem Verstehen berücksichtigt werden, denn Gott offenbart sich um des Menschen willen. Immer wieder hat es in der Kirche Meinungsbildner gegeben, die sich auf den Heiligen Geist berufen. Aber nur wenn sie bedenken, daß die dritte Phase des Kommunikationsprozesses von der Auswahlentscheidung des Rezipienten bestimmt wird (S. 37), helfen sie zu einer wirklichen kommunikativen Theologie. Die Empfänger sind eben nicht passiv, sondern sie „gebrauchen“ die Botschaft des Christentums, und so werden die Empfänger in ihrer Aufnahmebereitschaft und Auswahl auch von der „Nützlichkeit“ der Botschaft bestimmt, die ihnen Informationen, Trost, Sicherheit, Geborgenheit bringen soll (S. 44 ff.). Von diesen Grundüberlegungen muß auch die Predigt bestimmt sein, die nicht bei den „Dingen an sich“ stehen bleiben darf, sondern darstellen muß, was sie konkret für den Menschen hier und heute bedeuten (S. 49).

Kommunikation kann sowohl durch den Kommunikator als auch durch das Medium oder den Empfänger gestört werden: Sünde aber ist die (bewußte) Störung der Kommunikation mit Gott.

Daß der Prediger auch die Rolle der Massenmedien als Agenda-Setzer für ein kommunikatives Gespräch in unserer Zeit berücksichtigen muß (S. 85 ff.), ist leider nicht immer selbstverständlich.

In einem eigenen Kapitel beschäftigt sich van der Meiden mit der Aufgabe und Analyse der Predigt. Dabei geht er von der Lasswell-formel aus. Er unterscheidet vier Typen von Predigern, den getreuen Diener, den nüchternen Vermittler, den Erzähler und den sprechenden Hörer (S. 110 ff.). Dabei stellt er dann mit Recht fest, daß eine Predigt, die nur kritisiert, ohne Hoffnungen und Lösungen zu geben, einen entscheidenden Kommu-

nikationsfehler macht, weil sie den Hörer in seiner Situation nicht genügend berücksichtigt. Eine kommunikative Theologie darf eben nicht allein über Kommunikation reden, sondern muß konkret kommunikativ an den Menschen vermitteln, was sie bedeutet. Dies geschieht dann aber wohl nicht nur in der Predigt, die bei van der Meiden vor allem im Vordergrund steht, sondern auch in liturgischen und allen anderen Formen kirchlichen Tuns.

Mit seinen Bausteinen für eine kommunikative Theologie hat der Utrechter Professor einen neuen wichtigen Akzent für das Gespräch und die Interrelation zwischen Kommunikationswissenschaft und Kirche gesetzt, von dem man nur hoffen kann, daß er auch über den niederländischsprachigen Raum hinaus fruchtbar wird.

F. J. Eilers

Erhard Schreiber, Wolfgang R. Langenbacher, Walter Hömberg (Hrsg.): Kommunikation im Wandel der Gesellschaft. Otto B. Roegele zum 60. Geburtstag, Düsseldorf 1980 (Droste Verlag). 393 Seiten.

Daß die Gesellschaft „by communication“ existiert, wußten schon die alten Griechen. Mediengeschichte, schreibt Harry Pross, müßte eine Art Universalgeschichte werden, wenn sie die konstitutive Macht der Kommunikation für die Gesellschaft interpretieren wollte. Kommunikation bezeichnet, letzten Endes, jede Beziehung des Menschen zur Wirklichkeit außerhalb seiner selbst, die ihm Nachricht bringt. Ja selbst nicht nur im Traum „kommuniziert“ der Mensch mit sich selbst.

Die Wissenschaft, die sich heute „Kommunikationswissenschaft“ nennt, ist eine junge Fachdisziplin, die jedoch schon ihre „Gründergeneration“ hat. Otto B. Roegele, seit 1963 auf dem Münchener zeitungswissenschaftlichen Lehrstuhl, gehört zu ihr. Zu seinem 60. Geburtstag ist ihm von dreißig Autoren — Kollegen und Mitarbeitern, Wissenschaftlern aus anderen Disziplinen, Journalisten, persönlichen Freunden — eine Festschrift gewidmet worden. Alle bekräftigen sie ihren Glückwunsch mit einer „themengebundenen Versammlung von Beiträgen aus verschiedenen Bereichen, in denen sich Otto B. Roegele Verdienste erworben hat oder denen er im Laufe seines bisherigen Lebens besonderes Interesse widmete“. So charakteri-

sieren die Herausgeber Erhard Schreiber, Wolfgang R. Langenbucher und Walter Hömberg, sämtlich vom Münchener Institut Roegeles, diese als Band 15 in der Schriftenreihe „Journalismus“ der Stiftervereinigung der Presse erschienene Festschrift.

Wo hat sich Otto B. Roegele Verdienste erworben, die der Kommunikationswissenschaft insgesamt zugeute gekommen sind? Die tendenzielle Offenheit der Kommunikation, die Harry Pross in seinem Beitrag „Geschichte und Mediengeschichte“ anführt, ist für Roegeles Denken und Arbeiten der unangefochtene Ausgangspunkt geblieben. Diese Offenheit kann „ins Uferlose“ führen, aber sie hat die Weite des Blicks auf ihrer Seite. Das kann für eine neue, enge Fachdisziplin entscheidend sein und beginnt mit dem Bezug zum Leben, zur Praxis. In der Festschrift legen Anton Böhm (Notizen zur Aufgabe einer Wochenzeitung), Karl Holzamer (Programmauftrag einer öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalt) und Theo M. Loch (Berufliche Mobilität von Journalisten) ein kollegiales Zeugnis von der journalistischen Karriere Roegeles ab. Im Sommer 1948 ist er in die Redaktion des „Rheinischen Merkur“ eingetreten, dessen Chefredakteur er 14 Jahre war und dessen Herausgeber er heute noch ist. Für diese Wochenzeitung, die sich nach der Fusion „Rheinischer Merkur/Christ und Welt“ nennt, hat Roegele mehr als tausend Artikel veröffentlicht. Bruno Heck spricht in seinem Beitrag von Roegeles „Entscheidung für die Sprache“ und erinnert an die Studentenzeit nach dem Krieg, als er und Roegele sich kennenlernten und sie, angeregt durch Theodor Haecker und „im Angesicht des europäischen Trümmersfeldes“, Vergil, dem „Vater des Abendlandes“, begegneten. Sie hätten sich damals „nach den Greueln der Verwüstung“ gemeinsam umgesehen, was sich noch lohne, aus den Trümmern mitgenommen zu werden.

Kultusminister Maunz berief Roegele auf den von Karl d'Estier 1924 begründeten Lehrstuhl für Zeitungswissenschaft. Fortan konnte Roegele die journalistische Praxis in eine geglückte Verbindung mit der wissenschaftlichen Lehre und Forschung einbringen; darin liegt bis heute die besondere Stärke seines Wirkens. Einer empirischen Wissenschaft, der die Überzeugung abhanden gekommen ist — wie es Nikolaus Lobkowicz in seinem Beitrag „Schicksale des Erfahrungsbegriffs“ ausdrückt — „daß die uns in der Wahrnehmung und

durch die Erfahrung gegebene Welt von sich aus überhaupt eine geistige Struktur hat“, setzte Roegele ein interdisziplinäres, pluralistisches Konzept gegenüber, dem auch die strengen Fachwissenschaftler ihre Anerkennung nicht verweigern. Dem Beitrag von Manfred Rühl „Kommunikationspolitik in der Entwicklung zu einem wissenschaftlichen Spezialgebiet“ ist das anzumerken. Rühl bedauert es, daß bis heute eine gründliche Auseinandersetzung mit der traditionellen Publizistik- und Zeitungswissenschaft ausgeblieben sei. Die geistes- und kulturwissenschaftlich gewonnenen Wissensbestände hätten sich als „inkommensurabel“ mit den sozial empirisch ermittelten Erkenntnissen der Kommunikationswissenschaft erwiesen.

Es stellt sich die Frage, ob die Ambiguität der Kommunikationsverhältnisse überhaupt auflösbar ist zugunsten eines Wissenschaftstyps, der solche Verhältnisse kausal zu explizieren imstande wäre. Nach Erhard Schreibers Beitrag „Homo significans“ stehen die Multivalenz der Kommunikationssituation und die Ambiguität der einschlägigen Phänomene solchen Erklärungsmustern im Wege; der Autor glaubt, daß eine umfassende Theorie auf diesem Wissenschaftsgebiet „in den Sternen steht“. Wenn die Wirkungsforschung darauf erpicht sei, Attitüden zu ändern, um solchermaßen die Konsumenten „in den Griff zu bekommen“, wohlwollend oder nicht, dann dürfe nicht vergessen werden: „Ihr Insgesamt bildet den Kern der Persönlichkeit.“ Jegliche Kommunikation unter Menschen habe dies zur Voraussetzung: „Und nun gar menschliches Verhalten als einzig Bedeutendes?“ Schon der frühe Behaviorismus, meint Erhard Schreiber sarkastisch, brütete hoffnungslos „über einem wahren Affenmist des Undeutbaren“.

Dieses „Brüten“ liegt Roegele sowieso nicht; in einer Mischung aus Behutsamkeit und zäher Zielstrebigkeit weiß er Taten zu setzen und die Ökonomie seiner Kräfte hervorragend einzubringen. Wittgensteins berühmte Sätze sind ihm wie auf den Leib geschrieben: „Was sich überhaupt sagen läßt, läßt sich klar sagen; wovon man nicht reden kann, darüber muß man schweigen.“ An diesem Ort ist es nicht möglich, die Beiträge dieser Roegele-Festschrift einzeln anzuführen. Sie sind unter den Rubriken „Determinanten der Kommunikation“, „Vermittlung und Sprache“, „Aspekte der Medienpraxis“, „Religion,

Kirche, Kommunikation“, „Kommunikationspolitik und Medienrecht“, „Kommunikation im Wandel: Europäische Perspektiven“ zusammengefaßt und markieren die Schwerpunkte des Lebenswerks von Otto B. Roegele. Peter Glotz, ehemaliger Mitarbeiter in München und heute SPD-Bundesgeschäftsführer, widmet seinen Beitrag dem früheren Lehrer, „mit dem eine vertrauensvolle Zusammenarbeit möglich ist, auch wenn man in vielen Fragen ganz unterschiedliche Meinungen vertritt“. Eine Kommunikationspolitik „in christlicher Sicht“, wie sie Florian H. Fleck in seinem Beitrag begründet, hat Roegele immer auch durch sein ganz persönliches Bekenntnis mit hoher Glaubwürdigkeit vertreten, indem er Sachlichkeit und Fairneß an die erste Stelle rückte. Die katholische Publizistik hat ihm viel zu verdanken; Schritt für Schritt hat er ihr manche Brücken zur Wissenschaft gebaut.

Die Festschrift bemerkt am Ende in der biographischen Notiz über Roegele: „Im Resultat erlangte er eine Fülle von Kenntnissen

und eine Weite des Blicks, die ihn wie kaum einen zweiten und ganz sicher wie keinen der vielen bloßen Träger sozialer Detailfunktionen zur Disposition befähigen. Das aber heißt: zum pflichterfüllenden Leben in Freiheit.“

H. Boventer

UNESCO — Kommissionen der Bundesrepublik Deutschland, Österreich und der Schweiz (Hrsg.): Viele Stimmen — eine Welt. Kommunikation und Gesellschaft — heute und morgen. Bericht der Internationalen Kommission zum Studium der Kommunikationsprobleme unter dem Vorsitz von Sean MacBride an die UNESCO. Konstanz 1981 (Universitätsverlag Konstanz GmbH). 369 Seiten.

Siehe Bericht: Zur neuen Kommunikationsordnung: MacBride-Bericht. Seite 52.

J. Hemels

Ingrid Heinrich-Jost: Literarische Publizistik Adolf Glasbrenners (1810—1876). Die List beim Schreiben der Wahrheit. München, New York, London, Paris 1980 (Saur, Reihe „Dortmunder Beiträge zur Zeitungsforschung“, Bd. 31). 399 Seiten.

Die Synthese von humoristisch satirischer Volksliteratur und dem politisch engagierten Journalismus der bürgerlich demokratischen Opposition von 1848 charakterisiert grob gesprochen das publizistische Schaffen Adolf Glasbrenners. Ausgehend von seinen ersten journalistischen Versuchen skizziert Heinrich-Jost Glasbrenners publizistische Karriere: seine ideelle Verbindung zum Jungen Deutschland, die Herausgabe der Groschenhefte „Berlin wie es ist und — trinkt“, das Exil in Neustrelitz, die Gründung der „Berliner Montages-Zeitung“, die Herausgabe seines „Komischen Volkskalenders“. Die Analyse des literarisch journalistischen Programms der Publikationen Glasbrenners verbindet Heinrich-Jost mit einer generellen Darstellung der zeitgenössischen Medien. Sie sieht dabei Glasbrenners Publizistik im sozio-politischen Kontext des Vormärz und der Revolution und bietet so ein breites Spektrum an Hintergrundinformationen.

G. Lankes

Gerhard Maletzke: Medienwirkungsforschung, Grundlagen, Möglichkeiten, Grenzen. Tübingen 1981 (Niemeyer). 50 Seiten.

Mit diesem Band eröffnet der Verfasser eine neue Serie der seit 1980 bestehenden Reihe „Medien in Forschung und Unterricht“. Während die A-Reihe grundlegende Untersuchungen veröffentlicht, soll die B-Reihe vor allem „den Unterricht fundierende, im Unterricht direkt und vorbereitend einsetzbare“ Bände enthalten. Diesem Ziel entspricht die kurze, aber übersichtliche Darstellung Maletzkes, dem es dabei nicht um eine Darstellung der Medienwirkung selbst, sondern um die Forschung zu diesem Wirkungsbereich, ihre Grundlagen, Möglichkeiten und Grenzen

geht. Die Wirkungsforschung hat sich bisher vor allem mit den kurzzeitigen Wirkungen befaßt, ohne für langfristige Entwicklungen vor allem in pluralistischen Gesellschaften genügend Ergebnisse zu haben. Diese übersichtliche Darstellung hilft zu einer nüchternen Beurteilung der bisherigen Ergebnisse, gibt aber auch Hinweise auf zukünftige Aufgaben einer verantwortungsvollen Wirkungsforschung für die Massenmedien.

K. A.

Pressefrühdrucke aus der Zeit der Glaubenskämpfe (1517—1648). Bestandsverzeichnis des Instituts für Zeitungsforschung. München, New York, London, Paris 1980 (Saur, Reihe „Dortmunder Beiträge zur Zeitungsforschung“, Bd. 33). 247 Seiten.

Margot Lindemann bibliographiert in dem aus Anlaß des 450. Jahrestages der Confessio Augustana erstellten Verzeichnis mehr als 900 Titel der Frühdruck-Sondersammlung des Dortmunder Instituts für Zeitungsforschung. Die Publikation soll in erster Linie eine effizientere Nutzung der Institutsbestände für die pressehistorische Forschung ermöglichen. Die angeführten Pressefrühdrucke — sie gelten in gleicher Weise als eigenständige Publikationsform und Vorläufer der periodischen Druckschriften — bieten Einblick in die Publizistik der Reformation, Gegenreformation und des Dreißigjährigen Krieges. Neben Faksimiledrucken der großen Schriften Luthers, Melancthons und Kettenbachs beinhaltet die Dortmunder Sammlung eine Reihe weniger bekannter, oft anonymer, reformatorischer Flugschriften. Die katholischen Publikationen sind hingegen weniger zahlreich vertreten, hier scheinen vor allem die Schriften Emers und Ecks erwähnenswert. Relativ umfangreich ist der Bestand an Drucken, die über Sensationen, Kriegshandlungen und Katastrophen berichten, sie weisen bereits großteils den Terminus „Neue Zeitung“ im Titel auf. Ein Stichwortregister erleichtert den Gebrauch der chronologisch gegliederten Bibliographie.

G. L.

ZEITSCHRIFTENHINWEISE

Allgemeine Publizistik

Hermann Boventer: Die Kirche und die neuen Medien, in: „Stimmen der Zeit“, Freiburg, 106/1981, Heft 11, S. 775—785.

Presse

Ferdinand Oertel: USA: Der Vatikan interveniert wegen katholischer Presse, in: „Herder Korrespondenz“, Freiburg, 35/1981, Heft 10, S. 501—505.

Paul Roth: Journalisten in der Sowjetunion, in: „Stimmen der Zeit“, Freiburg, 106/1981, Heft 10, S. 660—670.

Fernsehen

Hermann Boventer: Fernsehbild und Wirklichkeit — Zu den Hohenheimer Medientagen 1981, in: „Herder Korrespondenz“, Freiburg, 35/1981, Heft 9, S. 475—478.

Theodor Maas-Ewerd: Zur ARD-Übertragung der Firmung am 3. Oktober, in: „Gottesdienst“, Freiburg, 15/1981, Heft 21, S. 167.
